

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 8 (1914)
Heft: 10

Artikel: Stimmen von der Höhe. 1., Aus Deutschland ; 2., Aus England ; 3., Aus Frankreich
Autor: Palmer, Theodor / Orchard, W.E. / Rolland, Romain
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Du bist angesehen, Du bist reich, Du bist gescheit und begabt: — und möge es nur so sein, segne Dich Gott! Ich ehre Dich, aber ich weiß, daß auch ich ein Mensch bin... Dadurch aber, daß ich Dir neidlos Ehre erweise, gerade dadurch beweise ich aber auch vor Dir meine Würde, meine menschliche Würde!“ In Wahrheit, wenn sie auch nicht so sprechen (denn sie verstehen noch nicht, solches auszudrücken), so verhalten sie sich doch so; ich selber habe es gesehen, ich selber habe es erlebt. Und glaubt mir: je ärmer und niedriger ein Mensch ist in unserem Rußland, umso mehr lebt auch in ihm von dieser herrlichen Gerechtigkeit! Denn die Reichen unter ihnen sind Wucherer und Halsabschneider, und in ihrer Mehrzahl bereits verdorben, und viel, sehr viel fällt dabei auch unserem Mangel an Eifer und Achtsamkeit zur Last! Es wird aber der Herr die Seinen erretten, denn groß ist Rußland durch seine Demut! Ich träume davon, unsere Zukunft zu erschauen, und es ist mir, als sähe ich sie schon deutlich voraus: denn es wird dahin kommen, daß sogar der allerverdorbenste Geldsack bei uns sich schließlich noch vor dem Armen seines Reichtums schämen wird: der Arme aber, wenn er diese seine Demut erschaut, sie verstehen und mit Freude und Freundlichkeit antworten wird auf diese gottwohlgefällige Scham! Glaubt mir, daß es schließlich dazu kommen wird: alles weist ja darauf hin!“¹⁾

Stimmen von der Höhe.

1. Aus Deutschland.

Herr Pfarrer Theodor Palmer im Heinrichsbad bei Herisau, ein Deutscher, hat am 9. August folgende Predigt gehalten:²⁾

„Es wird aber dazu kommen, daß ihr höret von Kriegen und Kriegsgerüchten; sehet zu, laßet euch nicht erschrecken. Denn so muß es kommen, aber das ist noch nicht das Ende. Es wird sich erheben Volk wider Volk, und Reich wider Reich, und es wird Hungersnöte geben und Erdbeben hin und wider. Alles das aber ist der Anfang der Wehen.“
Matthäus 24, 6—8.

Jetzt stehen wir bereits mitten drin in alle dem, was wir am letzten Sonntag noch als eine furchtbare Möglichkeit betrachten konnten. Fast das ganze Europa in Waffen — drei Großmächte stehen gegen zwei im Felde, und das Aufeinander-Wüten, das Zerstören, Vernichten und Morden hat bereits seinen Anfang genommen. Wir wandeln umher wie in einem Traume und können es in Augenblicken gar nicht fassen, daß so ein Wahnsinn denkbar, geschweige denn wirklich sein soll. Dann aber müssen wir wieder an die Wirklichkeit glauben — sogar wir in diesem stillen Erdenwinkel, der den anderen, die etwa von draußen kommen, wie eine Art Paradies vorkommen will. Ja, es ist so: der Weltbrand ist aufgelodert und nun

¹⁾ Zitiert aus „Ethische Kultur“, Nr. 18.

²⁾ Sie ist mit zwei andern bei Friedrich Reinhardt in Basel erschienen. Die Sammlung trägt den Titel: „Hebet Eure Häupter auf!“ Diese drei Predigten gehören zum allerbesten, was wir über die Weltkatastrophe gelesen haben.

muß das Schicksal seinen Lauf nehmen — wohin? Das weiß kein Mensch. Wir wissen nur, daß der Krieg für jede Partei — er darf ausfallen, wie er will — ein namenloses Unglück bedeutet, und daß wir auf Dinge gefaßt sein müssen, wie sie nur auf den dunkelsten Blättern der Weltgeschichte verzeichnet stehen. Gefaßt sein müssen — ja, und deshalb wollen wir uns darauf gefaßt machen. Jetzt müssen wir nicht bloß unsere äußere Lebenshaltung auf das Kommende einstellen, sondern vor allem im Geist uns damit auseinandersetzen, damit es uns nicht ungerüstet und wehrlos überfalle. Und dabei soll das verlesene Textwort uns seine Hilfe leisten — dieses Heilandswort, in dem Er uns als ein Prophet entgegentritt.

Ein Prophet steht zu dem großen Lenker aller Geschicke allemal in einem besondern Verhältnis. Er ist Knecht, der, von Gott berufen, für Gott eine besondere Aufgabe zu erfüllen hat. Ein Prophetenleben hat seinen Zweck niemals in sich selbst und darf niemals eigenen Interessen dienen. Er steht unter dem Zeichen einer absoluten Abhängigkeit, die wiederum mit einer besonderen Absicht des lebendigen Gottes zusammenhängt. Der Prophet vertritt allemal die Sache dieses Gottes unter den Menschen. Aber damit genießt er auch das Vorrecht: mehr von dem geheimnisvollen Zusammenhang aller Dinge zu wissen wie die anderen. Ihm werden Blicke erschlossen, die den anderen verschlossen bleiben, ihm werden Ereignisse enthüllt, die als etwas Zukünftiges einstweilen noch tief im Schoß der Zeiten ruhen. Ja — bei Amos heißt es einmal: „Der Herr, Herr tut nichts, er offenbare denn zuvor sein Geheimnis den Propheten!“ Wie hat sich das namentlich bei dem Heiland erfüllt, der mehr als Knecht, nämlich Sohn war. Wenn Er selbst sagt: „der Sohn kann nichts von Ihm selber tun, sondern was Er sieht den Vater tun“ — so betont er nicht nur seine völlige Abhängigkeit, sondern auch Sein besonderes Vermögen, Seine besondere Vollmacht. Er kann sehen, was der Vater tut; Er hat einen Einblick in dessen Absichten und Gedanken, Ihm wird das Geheimnis des göttlichen Waltens, so weit es nötig ist, enthüllt. Oft zu Seiner Freude, oft zu Seinem Schmerz! Wie mag's in Ihm gejubelt haben, wenn der Vater das große Ziel Seiner Heilandsarbeit wie in einzelnen Lichtbildern vor Ihm aufleuchten ließ: eine Herde unter einem Hirten, eine mit dem Vater veröhnte und zu einer Einheit zusammengeschlossene Welt, ein Reich Gottes, da Sein hoher Name verklärt ist und Sein heiliger Wille zu restloser Geltung kommt wie im Himmel, also auch auf Erden! Aber wie mag's auch in Ihm geweint und geklagt haben, wenn Er etwas von den Katastrophen schauen mußte, die zuvor in der Natur und Menschenwelt sich vollziehen werden! „Als Er nahe hinzukam, sah Er die Stadt an und weinte über sie und sprach: wenn doch auch du erkennetest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienete, aber nun ist's vor deinen Augen verborgen! Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten, und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen!“ Das waren gewiß unendlich schwere Stunden, wenn diese Greuel der Verwüstung blitzartig vor Seine Seele traten. Und ich kann mir's nicht anders denken, als daß auch unser heutiges Textwort unter inneren Schmerzen gesprochen worden ist! Da handelt sich's ja nicht bloß um das Schicksal einer Stadt und eines Volkes, sondern um Katastrophen, an denen die Natur- und Völkerwelt gleichermaßen Anteil hat: um Krieg und Kriegsgeschrei, um Erdbeben und Hungersnot, um Gehaßt-, Verfolgt- und Getötetwerden, um eine allgemeine Verwirrung und Verführung der Geister. Was hätte Er wohl darum gegeben, wenn Er dergleichen hätte abwenden können! Aber Er sah da ein Verhängnis sich abspielen, dem gegenüber Er ohnmächtig war — etwas Unabwendbares, dem Seine Hand oder Sein Mund nicht Einhalt gebieten konnte. Und die Geschichte hat Ihm Recht gegeben! Wieviel von dem damals Erschauten ist bereits in Erfüllung gegangen!

Man schämt sich ja, daß man's sagen muß, aber wo ist ein Zeitalter, das von Krieg und Kriegsgeschrei wäre ganz verschont geblieben? Die letzte Periode des Friedens in deutschen Landen ist wohl eine der längsten gewesen, die eine Weltmacht hat genießen dürfen! Dazu Hungersnöte, Seuchen und Epidemien und ungezählte Umwälzungen im Leben der Natur — sie haben sich im Lauf der Zeit

ständig wiederholt! Aber ist es nicht, als sei das „Volk wider Volk und Reich wider Reich“ erst unserer Gegenwart vorbehalten? Hat schon einmal ganz Europa gegeneinander gewütet? Hat schon einmal ein einziges Steinchen eine solche Lawine ins Rollen gebracht? oder ein einziges Fünkchen eine solche Flamme entzündet? Man hat's ja kommen sehen, man hat sich darüber von Thron zu Thron, von Kabinet zu Kabinet in aller Deutlichkeit ausgesprochen, und doch hat man das Furchtbare nicht im Keim ersticken noch den Ausbruch in letzter Stunde verhindern können! Ob diese Zeit dem Heiland damals vor der Seele stand? Jedenfalls dürfen wir dankbar sein, daß wir uns sagen dürfen: solche Zeiten haben Seinen Geist schon in Seinen Erdentagen beschäftigt. Und wie mögen sie Ihn jetzt erst beschäftigen, wo sie tatsächlich gekommen sind! In welchem Sinne wohl? Ich denke dafür dürfen wir Seinen Worten doch wohl auch Anhaltspunkte entnehmen.

Geliebte, ich bitte zu beachten, daß Jesus damals mit Seinen Jüngern gesprochen hat, nicht etwa mit dem ganzen Volke. Und zwar mit seinen Jüngern gleichsam unter vier Augen. „Da Er auf dem Delberg saß, traten die Jünger zu Ihm besonders“, heißt es in unserem Kapitel. Es handelt sich, wenn ich so sagen darf, um einen Privatissimum, das Er dem engsten Kreis der Seinigen las; als wollte Er ihnen sagen: in den Zeiten, davon wir jetzt miteinander reden, fällt euch eine besondere Aufgabe zu. Wie ihr euch alsdann verhaltet, das ist von entscheidender Wichtigkeit. Das Jüngertum bedeutet ja allemal ein Hinausgehobensein aus der großen Masse. Die große Masse, soweit sie nicht in den Tag hineinlebt, läßt sich leiten von dem, was vor Augen liegt, und denkt an die eigenen Interessen, die ihr die nächsten und die wichtigsten sind. Aber der Jünger-Standpunkt muß sich darüber erheben. Wer in der Gemeinschaft mit dem Heiland steht, der muß Interessen vertreten, die nicht von dieser Welt sind, der muß dem verborgenen Sinn dienen, der allem Geschehen zu Grunde liegt. Jetzt handelt sich's nicht in erster Linie um unsere Person oder Familie, noch um unser persönliches Schicksal, noch um das Schicksal unseres engeren Vaterlandes, jetzt handelt sich's um das Ganze und um die Frage: was hat dies Ganze für einen tieferen Sinn und wie kann dieser Sinn seine Erfüllung finden? Meine Brüder und Schwestern, ob uns das schon voll und klar zum Bewußtsein gekommen ist? Ob wir bereits erkannt haben, daß uns aus unserer Zugehörigkeit zu dem himmlischen Meister jetzt eine besondere Aufgabe erwächst? Daß man im Himmel mit Spannung nach der Haltung ausschaut, die wir angesichts der entstandenen großen und entscheidungsreichen Zeit einnehmen werden? O wenn man sie doch jetzt alle vereinigen könnte, die in Deutschland und in der Schweiz, in Rußland und Oesterreich, in England und Frankreich den Namen Jesu mit ganzem Ernst als den ihres Herrn und Meisters bekennen! Vereinigen könnte, um ihnen zuzurufen: gedenket der großen Aufgabe, die uns jetzt gestellt ist, daß wir in dem großen Gewirre nicht mitten drin stehen dürfen, um davon verschlungen zu werden, sondern daß wir darüber stehen müssen, um auf das Ganze im Sinne des Reiches Gottes einen Einfluß zu gewinnen. Wenn irgendwann, so sind jetzt Allianzen nötig, Allianzen des Geistes, die den Allianzen der Waffen gebieten, daß sie nicht allmächtig schalten und walten können! Allianzen, die so zu ihrem himmlischen Herrn aufblicken, wie die streitenden Heere zu ihren Heerführern! Was hat uns jetzt Jesus Christus zu sagen? Wunderbar und seltsam im höchsten Grade!! Er sagt hier: „es muß so kommen“. Kann man das begreifen? „Es muß“. Ja, warum denn in aller Welt? Jesus weiß doch nichts von einem blind waltenden Geschick, dem wir unerbittlich unterworfen sind. „Allah hat's gewollt“, so sagt der Mohammedaner, aber so kann doch ein Jünger Jesu nicht sprechen. Wir können doch nicht Gott selbst als den Urheber der gegenwärtigen Situation in Anspruch nehmen, können doch nicht sagen: Gott hat es so gewollt, daß die Welt in Haß und Mord gegeneinander entbrennt? Gott und Krieg in einem Atemzug zu nennen — das kommt einem ja wie die reinste Blasphemie vor! Was Gott will, das ist ein für allemal festgelegt: wie schon im Gesetz des alten Bundes „du sollst nicht töten“, so erst recht auf den Tafeln des neuen Bundes. Seit sich der Himmel über der Erde aufgetan und der Engelchor das „Friede auf Erden“ gesungen hat, kann nichts gewisser sein, als daß unser Gott der Gott des

Friedens ist. Der Gott des Friedens, der Rechenschaft fordern wird über jeden frevelhaften Friedensbruch und der es jetzt wie einen Faustschlag ins Angesicht empfinden mag, daß nicht bloß gesittete Kulturvölker, sondern christliche Nationen gegeneinander das Schwert ziehen! Aber muß Er dergleichen nicht geschehen lassen? Ist Er's nicht Seinem Vaternamen schuldig, daß Er die Freiheit Seiner Menschenkinder wie im Guten so im Bösen respektiert? Und ist Er's nicht Seiner Gerechtigkeit schuldig, daß auch im Leben der Völker die Verkehrtheit und Verblendung, die Eifersucht und die Machtgier sich bis in die äußersten Konsequenzen auswirken darf? Aber ich darf nicht wiederholen, was uns bereits am vergangenen Sonntag beschäftigt hat! Indessen: fällt nicht auch aus dem Zusammenhange unseres Textworts ein Licht auf jenes furchtbare „es muß“? „Alles das, heißt es dort, ist der Anfang der Wehen.“ Was sind Wehen? Wir können antworten: schmerzhafteste Zustände, die einen Höhegrad erreichen können, der schier einer Unerträglichkeit gleichkommt. Aber diese Antwort besagt noch nicht alles. Wir müssen hinzufügen: Wehen sind die Begleiterscheinungen des Geburtsaktes, der einem neuen Menschenleben zum Dasein hilft. Die Wehen müssen sein, aber sie tragen ihren Zweck niemals in sich selbst, sondern sind in jedem Fall Mittel zum Zweck, nämlich zum Werden eines neuen Menschen. Ist das nicht etwas Großes? Und etwas Großes, das Jesus den Vergleich hier zur Anwendung bringt? Gott sei Dank: Krieg und Kriegsgeschrei, Hungersnot und Erdbeben, Naturkatastrophen aller Art, wenn sie sein müssen, so müssen sie nicht um ihrer selbst willen sein, so müssen sie lediglich eine Geburt einleiten helfen. Sie dienen im Grunde nicht dem Sterben und Verderben, sondern dem Leben und Fortschreiten, sie dienen dem großen Ziel und Ende, welches der Heiland in diesem ganzen Zusammenhange im Auge hat: dem Reich Gottes. Geliebte, glauben wir an dieses Ziel und Ende? Glauben wir dem Heiland, wenn er sagt: „siehe, ich mache alles neu?“ Sind wir mit dem Petrus einverstanden, wenn er sagt: „wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, auf welcher Gerechtigkeit wohnt?“ Ob wir dann nicht auch die Notwendigkeit jener schmerzlichen und scheinbar unerträglichsten Dinge ein wenig begreifen? In dem Sinne, daß sie vieles Alte, vieles Morsche und Ungefunde, vieles Hemmende und Ungerechte zerbrechen und zugleich Neues, Gesundes, Gerechtes anbahnen und verbreiten müssen. Ganz gewiß: das Reich Gottes kommt nicht so von ungefähr, kann nicht so von ungefähr kommen; dafür läuft es dem, was nun einmal geworden ist, zu schnurstracks zuwider. Ohne Umwälzungen geht es nicht, weder ohne Umwälzung in den Herzen noch ohne Umwälzung in den Verhältnissen und Zuständen. Überall muß sich das Licht dem Finstern entgegenstemmen, überall müssen es Stürme sein, die den Frühling heraufführen. Aber wirklich — den Frühling, das Neue, das große Vorwärts, das Keimen, Wachsen und Reifen. Ein beglückender Gedanke! Geliebte, ein Gedanke, der uns auch verstehen läßt, warum der Heiland sagt: „sehst zu, laßt euch nicht erschrecken“. Nicht, als sollten wir unbewegt bleiben angesichts der Greuel der Verwüstung, die wir auch jetzt wieder erleben werden, auch nicht, als dürfte kein Bangen um unser und unseres Volkes Schicksal durch unsere Seele gehen. Aber alles Bangen und alle Gemütsbewegungen sollen im Banne gehalten werden von einer heiligen Ruhe, die gewissermaßen unantastbar ist, von einem Vertrauen, welches das Ungewisse als gewiß und das Zukünftige als gegenwärtig nimmt. Wir sehen, was vor Augen ist, wir leiden mit an der großen Weltnot, wir beugen uns unter das Unvermeidliche, aber wir bleiben dabei nicht stehen. Wir blicken hinter die Erscheinungen, wo der Vater thront und sein Regiment entfaltet, wo die Gedanken Gottes arbeiten und wo — wenn ich so sagen darf, die eigentliche Weltgeschichte gemacht wird. Hier, meine Brüder und Schwestern, in dieser Gotteswerkstatt sind wir jetzt zuhause, nicht bloß hoffend, nicht bloß wartend, nein, vor allen Dingen mitarbeitend. Wir sind jetzt Priester in diesem Heiligtum, Priester, die betende Hände aufheben, Priester, die alle Tage das Opfer ihrer Hingabe an die Sache Gottes und seiner Gesalbten bringen. Ach, daß jetzt nichts versäumt und nichts verkehrt gemacht wird! Es geht jetzt nicht in erster Linie um unser Geschick, auch nicht um den Vorteil und Sieg irgend eines Landes, es geht um das Größte was es

gibt, um das Reich Gottes und sein Fortschreiten. Es geht um das Kindlein, um dessentwillen die Welt jetzt in Wehen liegt! — Glauben wir noch, daß die Waffen allein zu reden haben, glauben wir noch, daß die Majoritäten und all die Tausend Neußerlichkeiten die Entscheidung haben? Die Entscheidung liegt ganz wo anders. Sie liegt bei Gott und deshalb bei dem Glauben, der Ihn und sein Sein hohes Regiment festhält! Auf drum, wer sich Jünger Jesu nennt, der kämpfe jetzt den Kampf des Glaubens, der kämpfe mit der sieghaften Waffe des Gebets, der lege alle Inbrunst, deren er fähig ist, in die Bitte: Dein Reich komme und dein Wille geschehe im Himmel also auch auf Erden!

Der bekannte Leipziger Pfarrer Gottfried Raumann erklärt in einer Predigt:

„Der jetzige Krieg ist ein Beweis des völligen Bankrotts des Christentums in der Volkserziehung. Wer darin nicht mitgeht, daß er in dem Kriege etwas Widergöttliches sieht, der scheidet sich von Jesus. Wir wollen Gott bitten, daß er uns lasse Jesus nicht verloren gehen, und wir wollen fest bleiben in dem Glauben, daß Gottes Kraft doch stärker ist als alle Bosheit, die jetzt riesengroß in die Höhe wächst, und daß sie sich dennoch durchsetzen wird. Wir werden es noch erleben, daß dieser Krieg eine bessere Welt herbeiführen wird, als die jetzige ist. Er wird zu einer Versöhnung der jetzt sich bekämpfenden Völker führen, die der Größe der Kämpfe entsprechen wird. Wir wollen uns davor hüten, bei der Nachricht von den furchtbaren Greueln, die da draußen verübt werden, uns auf den Standpunkt derjenigen niederziehen zu lassen, die sie begehen, und zu sprechen: Gleiches werde mit Gleichem vergolten! Mit aller Macht der Volksstimmung wollen wir uns z. B. dagegen wenden, daß solche Stimmen laut werden, die da sagen: hören die Franzosen nicht auf, Dum-Dum-Geschosse zu verwenden, so wollen wir sie ebenfalls gebrauchen. Das wäre ein Verrat an unserm Deutschtum und würde unser Gewissen beflecken. Wenn es die anderen tun, — wir wollen unsere Hände rein halten.“

Ein junger Pfarrer schreibt:

„Wir gehen mit aller Kraft vor. Wir wissen alle, daß wir siegen müssen, damit bald Friede werde. Und alle von uns, auch die, die anfangs darauf gebrannt haben, an den Feind zu kommen, sehnen sich nach Frieden. Auch unsere Offiziere. Und das freut mich. Kriegsbegeisterung ist auch bei uns nicht, so sehr wir alle auch von dem Gedanken erfüllt sind, daß wir siegen müssen. Wir tun unsere Pflicht; aber es sind schwere Opfer, die wir damit bringen, seelische zu allermeist. Es dürften wenige sein, denen das Morden Freude macht.

Ich habe lange gebraucht, bis ich mich mit diesem Kriege innerlich abgefunden habe. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß wir in den sogenannten Kulturstaaten noch einmal zur Waffe greifen müßten. Ich hatte immer gemeint, wir seien schon weiter, der Abscheu vor einem Kriege sei schon so verbreitet unter den Völkern, daß keine Regierung es mehr wagen dürfe, den Krieg zu entfachen. Und nun ist's doch anders gekommen. Noch bei meiner Abreise, am 1. August, glaubte ich nicht recht daran. Und nun habe ich schon alle Gefahren und auch allen Jammer des Krieges erlebt.

Wenn ich nicht den festen Glauben hätte, daß auch dieser Krieg dem Reiche Gottes dient, wäre das schwer zu tragen. Aber ich glaube, die Menschen raffen sich nun, nachdem sie noch einmal durch diese Hölle gegangen sind, auf und lernen, an das Brudersreich auf Erden glauben und dafür kämpfen. Bei meinem Abschied von daheim hörte ich noch von einer Pfarrkonferenz, in der eine ganze Anzahl Pfarrer für den Krieg an sich als für etwas Unabänderliches und göttlich Notwendiges eingetreten waren. Ich hoffe, daß dieser Krieg nun auch für unsere Kirche zum Bußruf wird. Daß vielen die Augen aufgehen auch unter den Pfarrern und auch sie glauben lernen. Wenn ich aus diesem Kriege gesund heimkehren darf, dann kenne ich meine Aufgabe. Was ich jetzt erlebe, wird mich stark machen, rücksichtslos aus eigener Ueberzeugung dafür einzutreten. Nur dann sind die Opfer, die hier gebracht werden, nicht umsonst, wenn sie dem Reiche Gottes dienen. Sollte ich selbst das schwerste

Opfer bringen müssen, dann geschieht es auch in diesem Glauben. Ich glaube, daß alles, was ich erlebe von einem heiligen, göttlichen Willen so gefügt ist.“

Ein Cand. theol. schreibt:

„Gebe Gott, daß bald Schluß ist! Wenn ich unter den Heimkehrenden bin, so soll meine ganze Kraft der Aufgabe gewidmet sein, aus diesem Kriege geistiges Kapital zu schlagen, so weit es nur geht, zum Besten der Menschheit wie der Christenheit, die 2000 Jahre lang ihr Christentum umsonst gehabt hat. Mit meinem ganzen Menschen will ich eintreten in die allgemeine Friedensbewegung.“

Ein anderer Cand. theol. schreibt:

„Ich habe am 20. und 25. August zwei große Schlachten mitgemacht. Seitdem leide ich seelisch bis zur völligen physischen wie psychischen Ermattung. Meine Seele findet nirgends in der Welt mehr Ruhe. Nur die Natur, die sich herrlich und anmutig um uns ausbreitet, mit Früchten reich gesegnet, ist mir ein Gruß von Gott. Ich suche meinen Halt in einem Reiche, das über der Welt liegt. Wie voller Bestialität ist das Leben der Völker untereinander! Das eine wird dieser Krieg hoffentlich zeigen: wie viel Tierheit noch in der Menschheit steckt. Diese Erkenntnis muß dann einen guten Schritt weiter zu wirklichem Menschentum führen, — oder es geht zu Ende. Und was wir für Deutschland erringen, muß der Menschheit zu gute kommen.“

2. Aus England.

Der bekannte Dr. W. G. Orchard, Pfarrer zu St. Paul in Enfield (bei London), schreibt im „Christian Commonwealth“ (26. August):

„Das furchtbare Schauspiel einer Christenheit, die in einen Krieg versenkt wird, der ein Weltkrieg zu werden droht und dann mehr als eine Erfüllung der Weissagung von der Schlacht von Armageddon bedeutete, ist auf so plötzliche und ungläubliche Weise über uns gekommen, daß Wenige von uns schon in der Lage sind, darüber ein klares, geschweige denn ein christliches Urteil zu haben. Der erste Trost, zu dem manche von uns geflüchtet sind, ist die beinahe allgemeine Ueberzeugung unserer Landsleute, daß wir im Rechte sind. Wenn wir uns erinnern, welch eine scharfe Scheidung der Geister der südafrikanische Krieg bei uns herbeiführte und nun sehen, wie so Viele, die gegen jenen Krieg die heftigste Opposition machten, für den jetzigen von ganzem Herzen eintreten, und wenn Persönlichkeiten, die an der neueren internationalen Friedensbewegung einen hervorragenden Anteil genommen, zugestehen, daß unter den gegenwärtigen Umständen für uns kein anderer Weg möglich war, so sind wir in Versuchung, dies als Beweis dafür zu nehmen, daß wir im Rechte seien. Aber es gibt einen strengeren Beweis, den wir, auch wenn wir zugeben, daß kein anderer Weg möglich schien als wie die Dinge sich nun gestaltet haben, doch weiter zurück und weiter in die Tiefe führen müssen, bis wir überhaupt imstande sind, ein Urteil auszusprechen. Und je weiter wir zurück und je weiter wir in die Tiefe gehen, desto mehr werden wir zu der Empfindung gelangen, daß in Bezug auf diese Sache nicht nur kein einziges Volk Europas, sondern auch nur sehr wenig Einzelne ihre Hände in Unschuld waschen dürfen. Wenn der Haß, dem wir erlauben, sich in unserem eigenen Herzen anzusammeln, sich stets in die körperliche Tat umsetzen dürfte, wie oft würden wir unseren Feind anfallen! Aber wir müssen uns klar machen, daß der Haß früher oder später seinen Ausdruck findet und daß der heutige Kriegszustand bloß deswegen möglich ist, weil so viel Haß vorhanden ist, der bei irgend einem Anlaß und an irgend einem Gegenstand sich entzünden kann. Christenmenschen sollten in diesen Zeiten ebensogut für sich selbst als für Andere Buße tun. Wenn es wahr ist, daß wir nicht mit dem deutschen Volk Krieg führen, sondern daß der Krieg den Zweck hat, dieses selbst und das übrige Europa vom Abdruck des Militarismus und einer Politik, für die

Macht Recht ist, zu befreien, so dürfen wir darob nicht vergessen, daß der Militarismus, auch wenn er über unser Volk und seine Politik nicht so viel Macht hat, trotzdem auch an unseren Gedanken und Beschlüssen Anteil hat. Es gibt auch unter uns Leute, die sich nach Krieg geseht haben, ohne viel zu fragen, mit wem. Mit der Philosophie, die nach allgemeinem Zugeständnis dem deutschen Militarismus zu Grunde liegt, ist auch bei uns in manchen Kreisen gespielt worden und wir müssen bedenken, daß wir schließlich die Idee, daß Macht Recht sei, durch den Appell an die Macht zu besiegen trachten. An diejenigen unter uns, die des Glaubens sind, daß neues Leben weder bei den Einzelnen noch bei ganzen Völkern entspringen könne ohne den reinigenden Schmerz der Buße, ergeht die dringende Aufforderung, zu erkennen, daß es unsere Sünden und Ungerechtigkeiten sind, die diese Dinge über uns gebracht haben.

Anderer wieder mag das Problem auf andere Weise drücken. Es mag ihren Glauben bedrücken. „Wo ist nun,“ mögen sie fragen, „das Reich Christi, von dem wir glaubten, daß es sich in unserer Mitte entfalte? Wo ist Gott, wenn er erlaubt, daß solche Dinge geschehen? Was sind Christentum und Kirche wert, wenn sie nicht imstande sind, eine derartige Katastrophe zu verhindern?“ Wir antworten: weder das Schauen der Propheten noch die Botschaft Jesu, noch die Offenbarung Johannis haben das Kommen des Reiches auf dem Wege friedlichen Fortschritts und steigender Zivilisation erwartet. Sie alle stimmen in der Anschauung überein, daß das Reich nicht wohl kommen könne, bevor gewisse ihm feindliche Mächte sich in Wut und Grauen ausgewirkt hätten. Wir sehen nun plötzlich ein, daß die ganze Art der Bibel, diese Dinge aufzufassen, voll tiefster Wahrheit ist und allein uns den Schlüssel zu der heutigen Lage gibt. Es könnte wohl sein, daß dies gerade der Weg ist, auf dem das Reich Gottes kommt und daß allein auf diese Weise die Grundlagen klar gelegt werden können, auf welche die Gottesstadt gebaut werden muß.

Oder ist nicht diese Katastrophe, so furchtbar sie ist, ganz offenkundig ein Hervortreten (im Originale: eine Apokalypse) Gottes? Wir sind alle in diesen letzten Zeiten in eine tatsächliche Gottlosigkeit geraten, dadurch, daß wir glaubten, daß, weil die Dinge sich entwickeln, die Entwicklung sich selbst erkläre, und weil die Dinge einer gewissen Gesetzmäßigkeit gehorchen, wir nicht nötig hätten, unsern Blick über diese Gesetzmäßigkeit hinaus zu richten. Da wird plötzlich etwas zurückgezogen und das ganze Ding geht in Stücke. Was zurückgezogen wurde, ist eine hemmende Hand. Gewisse Mächte sind während der letzten Jahrzehnte groß geworden, gegen die sittlicher Ernst und religiöser Glaube umsonst ankämpften: der Glaube an die Macht, das Vertrauen auf politische Künste, der Appell an die Selbstsucht. Wir werden künftig nicht mehr nötig haben, uns in fast hoffnungslosem Ringen mit ihnen zu verzehren; das Gericht über sie ist da. Wenn dieser furchtbare Krieg vorüber ist, wird es weniger Säbelrasler in Europa geben, werden weniger Leute den Mut haben, zu behaupten, daß starke Kriegsrüstungen die beste Bürgschaft des Friedens seien, werden weniger Verfechter der Lehre auftreten, daß Macht der einzige Faktor sei, womit man zu rechnen habe. Es gibt gewisse Arten von Abfall von Gott, die er nur durch sein richtendes Vachen besiegen kann; es gibt Sünden, die nur in ihrem eigenen Höllenfeuer verbrennt werden können.

Inzwischen wollen wir bedenken, daß in allen Völkern Europas Christen vorhanden sind, die nicht im Sinne haben, durch diese Dinge ihre Hoffnungen oder Freundschaften zerstören zu lassen. Wenn dieser Krieg vorüber ist, wird die christliche Kirche eine andere Gestalt annehmen müssen. Der alte Kompromiß zwischen Staat und Kirche ist in Stücke gegangen; das Amalgam der Lehre Jesu mit den Mächten und Theorien dieser Welt, das wir Christentum genannt haben, ist über Nacht zu nichts geworden. Nun steht ein großes Werk vor uns. Wenn wir darüber trauern, daß wir nach so manchen großen Hoffnungen, gerade in dem Augenblick, wo sie sich zu erfüllen schienen, wieder von vorn beginnen müssen, so wollen wir doch auch nicht vergessen, welche Verheißung darin liegt. Es ist ein unendlicher Gewinn, wenn wir dadurch zu dem Glauben getrieben werden, daß das Reich Gottes etwas ist, das wir als Gabe annehmen müssen. Einige von uns sind schon lange im Zweifel gewesen, ob man nicht gewisse Dinge, die mit dem Kommen des

Reiches gleichgesetzt wurden, auf Wegen verwirklichen wollte, die mit der Haltung Christi wenig übereinstimmten, und mit einer verhängnisvollen Mißachtung seines Geistes. Wenn die Völker Europas dadurch zu Gott und zu den Grundlagen zurückgetrieben werden, dann kommen wir endlich auf den rechten Weg und wir mögen unsere Häupter erheben in der Gewißheit, daß unsere Erlösung naht."

Der ebenfalls wohlbekannte Pfarrer T. Rhonda Williams in Brighton sagt in einer Predigt vom 23. August über den „Sinn des Krieges“:

„Wir haben (sc. in diesem Krieg) eine unmittelbare Aufgabe, aber ich glaube, daß wir diese Aufgabe um so besser lösen, als wir zu den tieferen und fundamentaleren Tatsachen, um die es sich dabei handelt, vordringen.

Was die unmittelbare Aufgabe betrifft, so laffet mich sofort sagen, daß ich vollkommen mit denen übereinstimme, die der Ansicht sind, daß wir alle Kraft daran setzen müssen, dem militärischen Ehrgeiz Deutschlands Halt zu gebieten und seine militärische Macht zu zerbrechen. Nur meine ich, daß wir dies im rechten Geiste tun müssen und daß wir davon schließlich keinen Gewinn haben, wenn wir nicht verstehen, daß der Sinn des Krieges über dieses Ziel unermesslich weit hinausgeht. Wenn wir diesen Krieg durchführen mit dem Gedanken, daß aller Tadel für seinen Ausbruch bloß den deutschen Kaiser und seine Ratgeber treffe und daß alles gut sein werde, sobald wir den deutschen Militarismus zerbrochen hätten — wenn wir, sage ich, den Krieg mit solchen Gedanken durchführen, dann werden wir auch, wenn wir diese unmittelbare Aufgabe erfolgreich lösen sollten, erfahren, daß damit noch lange nicht alles gut ist, sondern daß all die Uebel, an denen wir bisher gelitten, Europa und die Welt abermals befallen werden. Die Hoffnung, dieser Krieg werde das Mittel zu einer großen Erlösung sein, ruht einzig und allein auf der wachsenden Einsicht, daß er nicht das Werk eines Mannes oder einer Partei ist. Wir sind unfähig, darüber ein richtiges Urteil zu gewinnen, bis wir einsehen, daß der deutsche Kaiser nur ein extremer Ausdruck eines Geistes ist, der in allen Völkern Europas lebt — eines Geistes, der auch in England im Zunehmen war und sich von Europa aus über den Osten verbreitete. Wenn eine Gesellschaft von Männern zusammenkommt, um zu hohen Einsätzen dem Spiel zu fröhnen und nun an einer bestimmten Stelle der Partie Einer von ihnen ungebärdig und zuletzt gewalttätig wird, und nach den Andern zu schlagen beginnt, dann ist es zweifellos ihre Pflicht, ihn zurückzuhalten und zu überwältigen, aber sie dürfen nicht anfangen zu behaupten, daß sie an seiner Berrücktheit nicht verantwortlich seien. Das Spiel, das sie trieben, war die erregende Ursache und der Anlaß für seine Berrücktheit; sie müssen alle die Verantwortlichkeit dafür auf sich nehmen. Wenn sie dies nicht tun, so werden sie sich nicht veranlaßt sehen, das Spiel aufzugeben, sobald sie ihn zur Ruhe gebracht haben; sie werden weiter spielen, bis ein Anderer einen ähnlichen Wutausbruch hat und die gleiche Katastrophe ist wieder da. Das, meine Freunde, ist heute die Lage Europas. Das entsetzliche Unheil, das über uns gekommen ist, ist darum über uns gekommen, weil die Völker Europas, oder vielmehr ihre Regierungen, eine Art von Politik verfolgt haben, von welcher der Krieg eine notwendige Frucht und der deutsche Kaiser nur eine extreme Verkörperung ist. Es mag sein, daß, wenn er in Wien seinen ganzen Einfluß eingesetzt und die Konferenz, zu der Sir Edward Grey ihn einlud, angenommen hätte, der Krieg für diesmal vorübergegangen und das Unheil hintangehalten worden wäre, aber das wäre bloß für kurze Zeit geschehen, wenn die Völker nicht ihre bisherige Politik aufgegeben hätten. Wir sind jahrelang am Rande dieses Kraters gestanden. Das Unheil war als Erfolg der europäischen Politik so unausbleiblich, als Äpfel als Früchte eines Apfelbaumes unausbleiblich sind. Ich glaube, daß die britische Regierung zurzeit der letzten Unterhandlungen ihr Möglichstes tat, um den Frieden zu erhalten, aber die Frucht des Baumes, den die Völker Europas gepflegt hatten, war überreif. Das Weißbuch zeigt, daß Sir Edward Grey die stärksten Anstrengungen machte, aber es bleibt die Tatsache bestehen, daß diese Anstrengungen zu spät kamen . . .

Dieser Krieg ist weit mehr, als ein Beweis für das Fiasko der Bündnis-

politik. Er ist das Fiasko einer bestimmten Art von Zivilisation. Und das ist die Wahrheit, von der ich wünsche, daß jedermann sie erfasse. Nicht in dem Sinne, daß wir weniger entschieden und energisch versuchen sollen, Deutschland zu besiegen. Nun, da wir darin sind, müssen wir die Sache durchführen, soweit wir dazu imstande sind; da wir A gesagt haben, müssen wir auch B sagen. Das ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich so etwas in Bezug auf einen Krieg sage, und ich sage es nicht darum, weil ich dünkte, wir seien im Recht und unsere sogenannten Feinde im Unrecht. Ich glaube allerdings, daß wir, soweit Belgien in Betracht kommt, die Sache des Rechtes gegen sie führen. Aber auch wenn der Einbruch in Belgien nicht geschehen wäre, hätten wir uns an dem Kriege beteiligen müssen und in Bezug auf die Umstände, die zu dem Kriege geführt haben, sind wir Alle schuldig. Laßt uns um Himmelswillen keine krankhafte Selbstgerechtigkeit unterhalten — wir sind dazu nur zu sehr geneigt. Aber ich möchte mich in diesem Augenblick trotzdem keiner Friedensaktion anschließen. Ich kann nicht sagen, daß ich den Krieg jetzt schon beendet zu sehen wünschte. Wenn er jetzt beendet würde, dann bekämen wir einen Flickwerkfrieden, bei dem unser ganzer Militarismus unangetastet bliebe und eine spätere Wiederholung des Unheils unausbleiblich wäre. Nein, da wir nun im Kriege sind, wünsche ich, daß der Krieg weitergehe, zunächst einmal, bis der deutsche Militarismus vollständig zerbrochen ist, sodann aber, bis die Völker Europas erkennen, was in Wirklichkeit in diesem Armageddon zusammenbricht und sie deutlich einsehen, was die letzte Ursache des Krieges ist: daß wir nämlich versucht haben, etwas zu tun, das in sich unmöglich ist, nämlich eine christliche Zivilisation auf einen unchristlichen Grund zu bauen, daß wir versucht haben, eine menschliche Zivilisation auf einen tierischen Grund zu bauen, daß wir versucht haben, ein dauerndes Gebäude wissenschaftlicher, künstlerischer und religiöser Kultur über einem Pulvermagazin zu errichten, das die Unvorsichtigkeit eines Narren jeden Augenblick in Brand setzen konnte. Ich wünsche, daß der Krieg vorwärts gehe, bis allerwärts die Menschen sagen: „Das darf nicht wieder geschehen! Es ist zu furchtbar, zu grauig, zu unsinnig, als daß wir es auch nur als künftige Möglichkeit ertragen könnten.“ Ich wünsche, daß es vorwärts gehe, bis das Volk in Deutschland und Rußland und allerwärts sich erhebt und dafür sorgt, das es keine Kaiser und Zaren mehr gibt und mit ihnen allen Militärdespotismus und alle bevorrechteten Kasten wegfeigt — denn dies ist die Wurzel des Unheils —; ich wünsche, daß es vorwärts gehe, bis die Völker erklären, daß sie keine Geheimdiplomatie mehr haben wollen, sondern einen offenen und von jedermann kontrollierbaren Verkehr der Nationen; ich wünsche, daß der Krieg vorwärts gehe, bis die Geburt einer wirklichen Demokratie möglich wird . . .

Ich hoffe, der Gedanke, daß dieser Krieg ein Krieg gegen den Krieg sei, werde alle Herzen ergreifen. Ihn auf alle Weise zu fördern, ist der größte Dienst, den wir der Menschheit tun können. Wir müssen den Krieg mit aller Macht bekämpfen. Wir müssen für seine Opfer sorgen, aber wir müssen unendlich mehr tun. Wir müssen Christus ganz anders als bisher Treue schwören. Wir haben uns „christliche“ Völker genannt, ohne wirklich das Christentum zur Grundlage unserer nationalen und internationalen Politik zu machen. Ob das Christentum sich bewähren wird, darüber mag streiten, wer Lust dazu hat, sicher ist, daß die Zivilisation, die wir versucht haben, sich nicht bewährt hat. Laßt uns von unserem grausigen Zusammenbruch umkehren und sehen, ob nicht Christus unsere Rettung ist, ob die Grundwahrheiten des Christentums nicht schließlich der beste Grund sind, auf den wir bauen können . . .

Diese schreckliche Katastrophe ist vielleicht das Werk des großen Gottes selbst, der uns damit das Geheimnis einer neuen Zivilisation lehren will. Wenn der Töpfer mit der Form des Gefäßes, das seine Hand formt, unzufrieden ist, zerschlägt er das ganze Ding und führt es zur Gestaltlosigkeit zurück, indem er das, was daran von Symmetrie und Zweckmäßigkeit vorhanden war, hinopfert, damit der Ton bildsam genug werde, um zu etwas Besserem und Schönerem gestaltet zu werden. Vielleicht sieht der große Töpfer, daß alle unsere Anläufe zu einer internationalen Einheit gelähmt wurden durch unsere kriegerischen Wettrüstungen, durch Furcht,

Mißtrauen und Eifersucht in den Herzen der Menschen, durch den gierigen Ehrgeiz gewisser Kreise, und zerschlägt darum das Ding, damit wir zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. So etwas ist wirklich mein Glaube, und wenn ich diesen nicht hätte, dann gäbe es für mich keinen Friedensbogen am Himmel mehr. Ich glaube nicht, daß die Welt Gottes Händen entglitten ist. Wenn wir nur bereit sind, Weisheit zu lernen, dann wird aus diesem Streit und Weh eine umfassendere und wahrere Bruderschaft entstehen, eine edlere und schönere Zivilisation. Der Tag des Herrn ist über die Völker gekommen, wie ein Dieb in der Nacht; die Himmel, zu denen die meisten von uns aufgeschaut haben, vergehen mit gewaltigem Krachen; die Elemente unseres gesellschaftlichen Gebäudes lösen sich auf in heißer Blut; ein Teil dieser Erde und der Werke, die darin sind, werden im Feuer verbrannt. „Die Ihr sehet, daß dies alles dergestalt vergeht, was für Menschen solltet Ihr sein in heiligem Leben und Furcht Gottes, erwartend und ernstlich herbeisehnend die Ankunft des Tages des Herrn.“

Wir schauen nach seiner Verheißung aus nach „dem neuen Himmel und der neuen Erde, worin Gerechtigkeit wohnt.“

Der Vorsteher der Mansfield Kollege in Oxford, W. B. Selbie, der zugleich Vorsitzender der kongregationalistischen Vereinigung von England und Wales ist, sagt in einer Predigt über „Krieg und Glaube“ vom 13. September :

„ Glauben an Gott, den Vater, bedeutet Bruderschaft der Menschen. Wir sind freilich die alte nationalistische Vorstellung von Gott nicht ganz los, aber ich denke, die meisten von uns glauben, daß Gott nicht bloß der Gott Israels ist, noch der Gott Deutschlands, noch der Gott Großbritanniens, sondern daß er der Gott der ganzen Erde ist, der Vater der ganzen Menschheit, und daß alle Menschen Brüder sind. Ich gebe Euch zu, daß es in diesem Augenblick sehr schwer ist, dies zu glauben. Die Dinge haben sich tatsächlich so gestaltet, daß es für den Durchschnittsmenschen fast unmöglich ist, es zu erkennen und gelten zu lassen. Aber ich möchte betonen, daß gerade hier der Glaube einsetzen muß. Oder wollt Ihr wirklich in Folge von dem, was jetzt geschieht, Euren Glauben an die Bruderschaft der Menschen verlieren? Das bedeutete, Euren Glauben an Gott — jedenfalls den christlichen Gott — verlieren. Was wir mit aller Macht festhalten müssen, ist gerade dieser Glaube. Jeder von uns muß für die Zeit arbeiten, wo es wieder möglich sein wird, darauf zu bestehen, daß alle Menschen als Kinder Gottes Brüder sind und als solche behandelt werden sollen.“

3. Aus Frankreich.

Romain Rolland, der Verfasser des „Jean-Christophe“, schreibt im „Journal de Genève“, (22.—23. Sept., Supplement) u. a. :

„Der hervorstechendste Zug in diesem ungeheuren Epos, das Niedagewesene, ist die einheitliche Kriegsstimmung in jedem der kriegsführenden Völker. Es ist wie eine Seuche mörderischer Raserei die, vor zehn Jahren in Tokio ausgebrochen, nun wie eine große Woge sich ausbreitet und den ganzen Erdball überflutet. Dieser Seuche hat nicht Einer widerstanden. Da ist kein freier Gedanke mehr, der sich hätte außer dem Bereich dieser Geißel halten können. Es ist, als ob über diesem Schlachtgewühl der Völker, aus dem Europa, wie immer der Ausgang sei, verstümmelt hervorgehen wird, eine Art dämonischer Ironie walte. Nicht nur daß die Rasseleidenschaften blindlings Millionen von Menschen wie Ameisenvölker gegen einander werfen, so daß auch die neutralen Länder unter dem gefahrbringenden Hauch erschauern; auch der Verstand, der Glaube, die Dichtkunst, die Wissenschaft, alle Geisteskräfte werden mobilisiert und leisten in jedem Staat Heeresfolge. Es gibt in der Elite jedes Landes auch nicht einen, der nicht die Meinung verträte und mit aufrichtiger Ueberzeugung verträte, daß die Sache seines Volkes die Sache

Gottes, die Sache der Freiheit und die Sache des menschlichen Fortschrittes sei. Ich selbst vertrete diese Meinung auch.

Aber die zwei sittlichen Mächte, deren Schwäche durch diese Kriegsseuche am meisten offenbar geworden ist, sind das Christentum und der Sozialismus. Diese zwei rivalisierenden Apostel des religiösen und des sozialen Internationalismus haben sich plötzlich als die glühendsten Nationalisten gezeigt. Hervé verlangt für die Fahne von Austerlitz zu sterben. Die reinen Hüter der reinen Lehre, die deutschen Sozialisten, bewilligen im Reichstag die Kriegskredite, unterstellen sich dem Befehl des preussischen Ministeriums, das sich ihrer Zeitungen bedient, um seine Lügen bis in die Kasernen zu verbreiten und das sie als Geheimagenten aussendet, um den Versuch zu machen, das italienische Volk irrezuführen. Man hat einen Augenblick für die Ehre ihrer Sache geglaubt, zwei oder drei von ihnen hätten sich standrechtlich erschießen lassen, weil sie sich geweigert hätten, die Waffen gegen ihre Brüder zu ergreifen. Sie protestieren entrüstet dagegen: alle ziehen aus mit der Waffe in der Hand. Nein, Liebknecht ist nicht für die Sache des Sozialismus gestorben. Der Abgeordnete Frank, der erste Vorkämpfer der französisch-deutschen Vereinigung, ist für die Sache des Militarismus unter den französischen Kugeln gefallen. Denn diese Männer, die nicht den Mut haben, für ihren eigenen Glauben zu sterben, haben den Mut für den Glauben anderer zu sterben.

Und die Vertreter des Friedefürsten, Priester, Pfarrer, Bischöfe — zu Tausenden stürzen sie sich ins Kampfgewühl, um mit dem Gewehr in der Hand die Worte der Schrift: „Du sollst nicht töten“ und „liebet euch untereinander!“ in die Tat umzusetzen. Jede Siegesnachricht der deutschen, der österreichischen, der russischen Armee dankt dem himmlischen Marschall — unserm alten Gott, unserm Gott, wie Wilhelm II. oder Arthur Meyer sagt. Denn jeder hat seinen eigenen. Und jeder dieser alten oder jungen Götter hat seine Priester, um ihn zu verteidigen und den Gott der andern zu zertrümmern.

Zwanzigtausend französische Priester sind im Felde. Die Jesuiten bieten der deutschen Armee ihre Dienste an. Kardinäle geben kriegerische Hirtenbriefe aus. Man sieht die serbisch-ungarischen Bischöfe ihre Gläubigen auffordern, gegen ihre großserbischen Brüder zu Felde zu ziehen. Und die Zeitungen geben, ohne daß sie sich darüber zu verwundern scheinen, die Szene wieder, wo die italienischen Sozialisten auf dem Bahnhof zu Pisa den einrückenden Seminaristen zusauchzen und sie alle miteinander die *Marseillaise* singen. — So stark ist der Wirbelsturm, der sie alle mit fort reißt. So schwach sind die Menschen, die er auf seinem Wege findet — ich, wie die andern . . .

Ihr Christen, die ihr das Bedürfnis habt euch darüber zu trösten, daß ihr dem Befehle eures Herrn untreu geworden seid, weist darauf hin, daß der Krieg den Opfer Sinn stärkt. Und es ist wahr, diesen Vorzug hat er, aus den Herzen auch der Mittelmäßigen das Beste des Rassengeistes herauszulocken. Er verbrennt in seinem Blutstrom die Schlacken und den Schmutz; er härtet das Metall der Seele; aus einem geizigen Bauern, einem ängstlichen Bürgersmann kann er morgen einen Helden von Balm machen. Aber gibt es nicht eine bessere Verwendung für die Aufopferungsfähigkeit eines Volkes als die Vernichtung anderer Völker? Und kann man, ihr Christen, sich nur opfern indem man seinen Nächsten mitopfert? Ich weiß es ja wohl, ihr armen Leute, daß viele unter euch lieber euer eigenes Blut hergibt, als dasjenige der andern zu vergießen . . . Aber was ist das im Grunde genommen für eine Schwachheit! Gesteht es nur, ihr die ihr nicht vor den Kugeln und den Schrapnells zittert, ihr zittert vor dem Urteil jenes blutigen Gözen, den ihr höher stellt als das Tabernakel Jesu: des eifersüchtigen Rassenhasses. Ihr Christen von heute, ihr wäret nicht fähig gewesen den Göttern des imperialistischen Roms das Opfer zu verweigern. Euer Papst, Pius X., ist, wie man sich erzählt, aus Schmerz über den Ausbruch dieses Krieges gestorben. Da handelte es sich nicht ums Sterben. Der vatikanische Jupiter, der seinen Blitzstrahl gegen harmlose Priester schleuderte, die sich von dem edlen Wahngebilde des Modernismus anziehen ließen, was hat er getan gegen die Fürsten, gegen diese verbrecherischen Führer, deren maßloser Ehrgeiz Glend und Tod über die Welt gebracht hat? Gott möge dem neuen Priester,

der soeben Petri Stuhl bestiegen hat, die Worte und die Taten eingeben, die die Kirche von diesem Stillschweigen reinwaschen!

Und ihr, ihr Sozialisten, die ihr behauptet die Freiheit gegen die Tyrannei zu verteidigen — die Franzosen gegen den Kaiser, die Deutschen gegen den Zaren — handelt es sich darum, einen Despotismus gegen einen andern Despotismus zu verteidigen? Bekämpft sie alle beide und schließt euch zusammen!

Unter uns westlichen Völkern gab es keinerlei Grund zu einem Kriege. Trotz allem was uns immer wiederholt wird durch eine Presse, die vergiftet wird durch eine kleine Gruppe von Leuten, die ein Interesse daran haben, diese Gefühle des Hasses zu nähren: französische Brüder, englische Brüder, deutsche Brüder, wir hassen uns nicht! Ich kenne euch, ich kenne uns. Unsere Völker verlangten nichts Anderes als Friede und Freiheit. Für Einen, der im Mittelpunkt der Kämpfe stünde und von den Höhen der Schweizer Berge seinen Blick in alle feindlichen Lager werfen könnte, müßte die Tragik darin liegen, daß jedes einzelne Volk wirklich in seinen teuersten Gütern bedroht ist, in seiner Unabhängigkeit, seiner Ehre und seinem Leben. Aber wer hat diese Geißel über sie geschwungen? Wer hat sie in diese Notwendigkeit hinein gedrängt, den Feind zu zermalmen oder zu sterben? Wer anders als ihr Staat, d. h. (nach meiner Auffassung) die drei großen Schuldigen, die drei Raubadler, die drei Kaiserreiche, die verschlagene Politik des Hauses Oesterreich, der unersättliche Zarismus, das brutale Preußen! Der schlimmste Feind ist nicht jenseits der Grenzen; er ist in jeder Nation, und keine Nation hat den Mut, ihn zu bekämpfen. Es ist das hundertköpfige Ungeheuer, das sich Imperialismus nennt, dieser aus Hochmut und Herrschsucht geborene Wille, der alles zu verschlingen oder zu unterwerfen oder zu zerbrechen strebt, der keine freie Größe duldet außer sich selbst. Der gefährlichste für uns Westeuropäer, der, dessen drohend erhobene Hand Europa gezwungen hat, sich bewaffnet gegen ihn zu vereinigen, ist der preussische Imperialismus, der Ausdruck eines Militär- und Feudalkastensystems, einer Geißel, nicht nur für die übrige Welt, sondern auch für Deutschland, dessen Denkweise es systematisch vergiftet hat. Ihn muß man zuerst zerstören. Aber er ist nicht der einzige. Der Zarismus muß auch dran kommen. Jedes Volk hat mehr oder weniger seinen Imperialismus; welche Form er auch angenommen habe, die militaristische, kapitalistische, feudale, republikanische, soziale, intellektuelle, so ist er der Vampyr, der Europa das beste Blut aussaugt. Gegen ihn laßt uns, freie Männer aller Länder, die Losung Voltaires aufnehmen, sobald der Krieg zu Ende ist!

Die neutralen Länder spielen eine zu bescheidene Rolle. Sie neigen zu der Meinung, daß gegen die entfesselte Gewalt ihr Urteil nicht aufkommen könne. Und diese Niedergeschlagenheit herrscht bei den meisten der freier Denkenden auch der übrigen Nationen. Das ist ein Mangel an Mut und Klarheit. Die Macht der Meinungen ist gegenwärtig ungeheuer groß. Es gibt keine einzige Regierung heute, wie despotisch und siegreich sie auch sein möge, die heute nicht vor der öffentlichen Meinung zitterte und um sie zu werben suchte. Nichts hat das besser gezeigt als die Anstrengungen der beiden Parteien, Minister, Kanzler, Herrscher — und des Kaisers, der sogar zum Journalisten wird — ihre Verbrechen zu rechtfertigen und diejenigen der Gegner beim unsichtbaren Gerichtshof des Menschengeschlechtes einzuklagen. Möge dieser Gerichtshof endlich sichtbar werden! Waget, ihn zu bilden. Ihr kennt eure moralische Macht nicht, o ihr Kleingläubigen! . . . Und wenn auch eine Gefahr dabei wäre, könnt ihr euch dieser nicht aussetzen, für die Ehre der Menschheit? Was wäre das Leben wert, wenn ihr, um es zu retten, allen Stolz zu leben verlöret! . . .

Et propter vitam vivendi perdere causas . . .¹⁾

Aber wir haben eine andere Aufgabe, wir alle, Künstler und Schriftsteller, Priester und Denker aller Länder. Auch jetzt wo der Krieg entfesselt ist, bedeutet es ein Verbrechen für den geistig hochstehenden Menschen, die Unantastbarkeit seiner Gedanken preiszugeben. Es ist beschämend, ihn den Leidenschaften einer kindischen

¹⁾ Ist im vorausgehenden Satz übersetzt. Die Red.

und widernatürlichen Rassenpolitik dienen zu sehen, die, da sie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus unsinnig ist (da kein Land eine ganz reine Rasse besitzt) nichts anderes kann, als wie Renan es in seinem schönen Briefe an Strauß ausführlich, zu zoologischen Kämpfen führen, zu Ausrottungskämpfen ähnlich jenen, die sich die verschiedenen Nagetiere oder Fleischfresser liefern. Das wäre das Ende jener fruchtbaren Mischung, die sich aus zahlreichen Bestandteilen zusammensetzt, von denen jedes in seiner Art notwendig ist, eine Mischung, die „Menschheit“ genannt wird.¹⁾ Die Menschheit ist eine Symphonie großer Gesamtheitsseelen. Wer nicht imstande ist, die Menschheit zu verstehen und zu lieben, ohne einen Teil ihrer Bestandteile zu zerstören, zeigt, daß er ein Barbar ist und daß er von der Harmonie denselben Begriff hat wie jener andere von der Ordnung in Warschau.

Geistige Führer Europas, wir haben zwei Heimstätten: unser irdisches Vaterland und das andere, das Reich Gottes. Vom einen sind wir Gäste, vom andern sind wir Bauleute. Geben wir dem erstern unsere Leiber und unsere Herzenstreue! Aber nichts von dem was wir lieben, Familie, Freunde, Vaterland, nichts hat ein Recht auf unsern Geist. Der Geist ist das Licht. Unsere Pflicht ist es, das Licht über den Sturmwind hinaufzuheben und die Wolken beiseite zu schieben, die es zu verdüstern drohen. Unsere Pflicht ist es, die Umfassungsmauern der Stadt, in der sich die brüderlichen und freien Seelen der ganzen Welt vereinigen sollen, weiter und höher zu bauen, so daß sie über die Ungerechtigkeit und den Haß der Nationen hinausragen.

Auseinandersetzungen.

1. Briefwechsel von Karl Barth und Martin Rade.

Safenwil, 31. August 1914.

Hochverehrter Herr Professor!

Ich habe es mir lange überlegt, nun muß ich es Ihnen doch sagen, wie sehr mir die letzten drei Nummern der „Christlichen Welt“ (22 bis 34) eine Enttäuschung, ein „Aergernis“ sind. Es fällt mir so schwer, Ihnen das zu schreiben und noch viel schwerer muß es Ihnen fallen, mir zuzuhören. Aber ich habe das Gefühl, es ginge innerlich etwas entzwei zwischen Marburg und mir, wenn ich jetzt schweigen würde. Und Sie hatten doch immer wie wenige die Fähigkeit, auch ganz andere Gefinnungen und Stimmungen als Ihre eignen und die gerade um Sie herrschenden zu begreifen. Das kann trotz Allem nicht so ganz anders geworden sein. Und ich habe den Mut, Ihnen zu schreiben, weil ich weiß, daß ich nicht der Einzige bin diesseits des Rheins, der so denkt.

Wir verstehen Sie nicht, wir können und wollen Sie nicht verstehen in Ihrer bisher eingenommenen Haltung dem Krieg gegenüber. Bitte werfen Sie mir jetzt nicht gleich dazwischen, daß ich als Schweizer für und über den Krieg nicht reden könne.

¹⁾ Brief vom 15. September 1871, veröffentlicht in der *Reforme intellectuelle et morale*.